

Es ist befriedigend, dass man gebraucht wird

Manfred Omankowsky

„Fast jeder möchte alt werden, aber nicht alt sein“ ist eine oft zitierte Lebensweisheit. Aber, ab wann ist man denn alt? Man ist so alt, wie man sich fühlt. Da ist schon etwas dran. Vor einigen Jahrzehnten waren die Menschen schon alt, wenn sie nicht mehr arbeiteten. Bei meinem Großvater war das mit 67 Jahren, bis dahin war er 25 Jahre bei derselben Firma beschäftigt, während der letzten Jahre in der Werkzeugausgabe. Es ist sinnvoll, alten Arbeitnehmern eine Tätigkeit zu geben, der sie körperlich gewachsen sind. Das ist wegen der demographischen Entwicklung eine Aufgabe, die wir noch lösen müssen. Wegen der Überalterung oder vielleicht richtiger, wie eine Bundesfamilienministerin einmal sagte, Unterjüngung unserer Gesellschaft müssen wir den Rentenbeginn auf 67 Jahre und vermutlich bald auf 70 Jahre hinausschieben. Vielleicht ist das auch gut so. Schon *Udo Jürgens* hat gesungen: „Mit 66 Jahren, da fängt das Leben erst an.“ Auch der ältere Mensch sollte sein Leben nicht *verleben*, sondern *erleben*. Nichts hält länger jung als das Wissen, dass man gebraucht, dass man anerkannt wird. Diese Erfahrung habe ich nicht erst gemacht, nachdem ich nun das 80. Lebensjahr überschritten habe.

Schon viele Jahre vor Eintritt in das Rentenalter dachte ich darüber nach, wie ich meinen Lebensabend angehen sollte. Anlass war meine berufliche Beschäftigung mit den Problemen des hohen Anteils der Menschen über 65 Jahre in Berlin. Im Verhältnis zu anderen Großstädten war er bereits in den 1960er-Jahren ungewöhnlich hoch. Gründe dafür lagen in den Flüchtlingsströmen zum Ende des Zweiten Weltkrieges und in der Nachkriegszeit. Viele aus Oberschlesien und Westpreußen kommend hatten Verwandte in Berlin und kamen hier unter. Junge Kriegsgefangene kehrten wegen der politischen Situation Berlins nach ihrer Entlassung nicht in die einstige Hauptstadt zurück, sondern bauten sich ihre Zukunft in den Westzonen auf. Auch junge Flüchtlinge, die bis zum Jahr 1961 aus der sowjetisch besetzten Zone nach Berlin kamen, wollten nach Westdeutschland ausgeflogen werden. Hingegen sind nur wenige junge Familien aus dem Westen der Bundesrepublik Deutschland nach Berlin gekommen und fanden hier eine neue Heimat. Aufgabe der Politik wurde es Anfang der 1960er-Jahre, sich stärker den Bedürfnissen der älteren Menschen zu widmen.

Der ersten Informationsbroschüre für alte Menschen, die ich im Auftrag des Senators für Arbeit und soziale Angelegenheiten zusammengestellt habe, gab ich den Titel „Leben in unserer Mitte“ (DZI-Bibliothek: DZI-C-7058). Ein Platz, den sich ältere Menschen in der Gesellschaft verdient haben.

In meinem Leben war ich in vielen Bereichen des sozialen Lebens beruflich und ehrenamtlich tätig. Als Lehramtsbewerber im Kindergarten, als Vorsitzender einer Jugendorganisation, als Pressereferent des Bezirksbürgermeisters in Reinickendorf, als Persönlicher Referent des Senators für Arbeit und soziale Angelegenheiten, *Kurt Exner*, als Bezirksstadtrat für Familie, Jugend und Sport in Tiergarten, als Mitglied des Abgeordnetenhauses von Berlin, als Geschäftsführer des Deutschen Zentrums für Altersfragen (DZA), als Vorsitzender und Präsident des Deutschen Familien Verbandes (DFV) und in vielen anderen Funktionen. Seit 50 Jahren bin ich auch dem Deutschen Zentralinstitut für soziale Fragen verbunden.

Meine beruflichen Tätigkeiten habe ich vor über 20 Jahren aufgegeben, dafür die ehrenamtliche Arbeit im sozialen Bereich Zug um Zug erweitert. Das füllte mich in jeder Beziehung zeitlich und inhaltlich voll aus. Schließlich habe ich mich in keiner Funktion als „Grüß-Gott-August“ betrachtet, sondern nur dann etwas übernommen, wenn ich in der Lage war, die Aufgabe voll zu erfüllen. Dabei waren die vielfältigen Erfahrungen aus meiner Ausbildung und Berufstätigkeit äußerst hilfreich.

Viele meiner Ideen konnte ich mithilfe guter Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in praktisches Handeln umsetzen. So war es mir möglich, die Idee von „Meals on Wheels“ aus London als „Fahrbaren Mittagstisch“ nach Berlin zu übertragen, Stadtranderholung für ältere Bürger und Bürgerinnen zu organisieren, Miniclubs in Berlin einzuführen, die erste Kindertagesstätte einzurichten, die von mehreren kleinen Firmen im Bezirk Tiergarten finanziert wurde, mit der öffentlich finanzierten sozialpädagogischen Familienerholung in Berlin zu starten, eine Großwohnung als kleines „Haus der Familie“ einzurichten, einen Kraftsportraum für Jugendliche mit Zimmerfahrrädern und Muskelspielgeräten zu eröffnen (heute nennt man das Fitness-Center) oder vor 25 Jahren die erste Schuldnerberatungsstelle in Berlin aufzubauen, zuerst nur aus Mitteln der Stiftung Hilfswerk Berlin. Heute gibt es mehr als 100 Schuldnerberater und -beraterinnen in der Stadt, die aus öffentlichen Mitteln finanziert werden. Als ich das 70. Lebensjahr überschritten hatte, begann mit dem

Jahr 1998 die Zeit der Ehrungen für meinen Einsatz in den verschiedenen Bereichen der Gesellschaft. Da gab es die Ehrennadel in Gold des Paritätischen, die meiner Partei, der SPD, und des Deutschen Journalisten Verbandes, den Ehrenpreis für Familienarbeit durch die Jugend- und Familienstiftung, die Ehrenplakette in Gold vom Deutschen Familienverband (DFV) und schließlich die Ernennung zum Ehrenpräsidenten des DFV.

Die Fülle der Ehrungen habe ich auch als Hinweis dafür genommen, dass es nun Zeit sei, sich aus der direkten Verantwortung zurückzuziehen. Das habe ich getan. Aus Erfahrung weiß ich, dass bei jedem Abschied von einer Funktion fast die gleichen Reden gehalten werden. Der Abtretende bietet Rat und Hilfe bei der Bewältigung der künftigen Aufgaben an. Die Neuen danken für die Bereitschaft, die Kenntnisse und Erfahrungen des Ausscheidenden weiter nutzen zu können. Aber das sind nur schöne Worte. Die Nachfolgenden wollen durch Versuch und Irrtum Erfahrungen sammeln und nicht den Eindruck erwecken, Hilfe zu benötigen.

Ich wusste also, dass man dort, wo ich bisher tätig war, nicht mehr gebraucht wurde. Deshalb habe ich mir eine neue Aufgabe gestellt. Ich berichte als Zeitzeuge über Erlebnisse meines langen und vielseitigen Lebens. Mit Interviews über bestimmte Themen hatte das schon einige Jahre vorher begonnen. Seit der Jahrtausendwende richtet sich mein Tagesablauf überwiegend nach den Terminen als Zeitzeuge. In einer Erinnerungswerkstatt der Volkshochschule Reinickendorf kommen zirka 15 Frauen und Männer in gesetztem Alter einmal wöchentlich für zwei Stunden zusammen. Sie erinnern sich an bestimmte allgemeine und persönliche Ereignisse. Eine Moderatorin nimmt alles auf Tonband auf und stellt die interessantesten Geschichten zusammen, die dann in einem Buch erscheinen. Die ersten beiden Bände verkauften sich gut. Ausstellungen mit Exponaten der Zeitzeugen und Hörstationen mit ausgewählten Geschichten sind auf großes Interesse gestoßen.

Darüber hinaus bin ich für die Zeitzeugenbörse tätig. Das ist ein Verein, der etwa 180 Frauen und Männer mit den unterschiedlichsten Themen aus ihrem Leben an Interessenten vermittelt. Meine Themen besitzen sachlich und zeitlich eine große Bandbreite. Das geht von meiner Rolle als Nicht-Mitläufer in der Zeit des Nationalsozialismus und Swing-Jugendlicher über meine Erlebnisse als Luftwaffenhelfer, beim Arbeitsdienst und der Kriegsmarine bis zu meinen Aktivitäten für eine familienfördernde Arbeitsmarktpolitik nach dem Bau der Mauer im Jahr 1961. Inte-

resse besteht überwiegend bei Schülerinnen und Schülern sowie bei Studierenden. Ich war auch für Fernsehdokumentationen eingesetzt, bin an Vertreter der Printmedien, wissenschaftliche Institutionen, Vereine und andere Geschichtswerkstätten vermittelt worden. Daraus ergeben sich in jeder Woche ein bis zwei Termine, die natürlich auch vorbereitet werden müssen.

Für meine Familie und guten Freunde habe ich unter dem Titel „Wie ich wurde, der ich bin“, meine Erinnerungen in Berichten und Kommentaren über mein „ereignisreiches“ Leben in zwei Bänden mit insgesamt fast 500 Seiten zusammengefasst. Sie basieren auf Dokumenten, die fünf Leitzordner prall füllen. Dabei wurden Briefe, Tagebuchaufzeichnungen und viele hundert Artikel ausgewertet, die ich im Laufe meines Lebens geschrieben habe. Das hat viel Zeit gekostet. Es erleichtert aber auch meine Tätigkeit als Zeitzeuge. Als gelernter Journalist schreibe ich weiterhin über alles, was mich bewegt. Einige Ehrenämter, wie zum Beispiel das als stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender der Bürgermeister-Reuter-Stiftung, führe ich bis heute fort.

Mein Leben hat einen festen Fahrplan. Ich achte darauf, dass ich meinen inzwischen eingespielten Lebensrhythmus beibehalten kann. Möglichst nicht mehr als einen Termin von etwa drei Stunden am Tag. Regelmäßige Zeiten für Frühstück, Mittag- und Abendessen, Zeit ausgiebiger Unterhaltung mit meiner Frau. Jeden Tag zehn Kilometer mit dem Fahrrad oder zu Fuß. Ein geregeltes Leben. Früher war ich Sklave des Terminkalenders, heute müssen sich andere nach mir richten.

Ich freue mich über jeden Anruf, durch den ich um ein Interview gebeten werde. Es ist befriedigend, wenn man weiß, dass man gebraucht wird. Da habe ich trotz der altersbedingten Wehwehchen gar keine Zeit, krank zu sein. Ich komme kaum dazu, zum Arzt zu gehen. Er schlägt mir sowieso nur vor, was man noch untersuchen könnte, um festzustellen, ob ich nicht doch krank bin.

Dieser Tage war die Leiterin der Geschäftsstelle des Projektes „Autonomie trotz Multimorbidität im Alter“ (AMA) bei mir, die mich über mein Leben befragte. Professor *Siegfried Kanowski*, ehemaliger Leiter der Abteilung Gerontopsychiatrie der Freien Universität und heute noch ehrenamtlicher Vorsitzender des DZA, traf ich am selben Tag in der Philharmonie und berichtete ihm darüber. Er meinte, Multimorbidität läge bei mir doch gar nicht vor. Das meine ich auch. Mir geht es eigentlich jeden Tag

besser. Aber vielleicht bin ich für dieses Thema gerade interessant, weil es vielen in meinem Alter schlechter geht.

In meiner ehrenamtlichen Arbeit, die mich auch in Kontakt zu vielen jungen Menschen bringt, berichte ich über meine Vergangenheit. Aber ich beschäftige mich auch mit der Zukunft und gebe meine Meinung weiter. Ich sperre mich

▲ gegen die Wandlung unserer Gesellschaft weg von den alten Werten, hin zum Eigennutz;

▲ gegen die Einstellung vieler junger Menschen, Kinder als Störfaktor bei der Selbstverwirklichung zu betrachten;

▲ gegen die Auflösung von Gemeinschaften und der Familie bis hin zur seelischen Vereinsamung im Trubel der Zeit;

▲ gegen ein Leben, das überwiegend darin besteht, vor einem Computer zu sitzen;

▲ gegen die Sucht der Menschen, in der Freizeit Events mit vielen Tausend Menschen zu besuchen, ohne Bezug zu anderen Menschen, die auch nur eines wollen: Dabei sein, wo alle dabei sind.

Seit ich vor einigen Jahren an meinen Augen den grauen Star beseitigen ließ, kann ich sogar wieder sehen wie ein Adler. Nachteil ist, dass ich nun nicht nur bei anderen alle Falten sehe, sondern auch bei mir. Da habe ich erkannt, dass ich auch nicht frei bin von den Boten des Alters. So bleibt mir nur zu wünschen, so alt zu werden, wie ich aussehe. Und das mit dem Wissen, auch noch im hohen Alter gebraucht und anerkannt zu werden.

Dr. Ruth Mattheis zum 90. Geburtstag

Ein Essay

Peter Reinicke

Frau Professor *Dr. Ruth Mattheis* ist eine Persönlichkeit, deren Wirken über viele Jahrzehnte der Betreuung und Versorgung von Menschen im medizinischen und sozialen Bereich galt. Sie absolvierte ein Medizinstudium und eine Facharztausbildung für Kinderheilkunde. Sie arbeitete in Tätigkeitsbereichen, deren Aufgabe es war, für Betroffene Wege aufzuzeigen, um mit Problemen im gesundheitlichen, persönlichen und wirtschaftlichen Bereich und ihren Folgen fertig zu werden. Wichtige Ansätze ihres beruflichen Handelns waren immer engagiertes Herangehen, Pflege der Zusammenarbeit mit anderen Berufsgruppen und das Bemühen, ihre Erfahrungen anderen mitzuteilen und Änderungen herbeizuführen. Diese Prinzipien hat sie selbst vertreten, aber auch von anderen eingefordert. Ihr Arbeits- und Wirkungsfeld befand sich vorwiegend im Raum des öffentlichen Gesundheitsdienstes. Sie ließ sich aber nicht nur auf dieses Wirkungsfeld eingrenzen. Diese Haltung wird an vielen Orten ihres Wirkens deutlich.

Ruth Mattheis gehört zu einer Generation, die viele gesellschaftliche und politische Veränderungen erlebte. Zur Welt kam sie in Tempelhof, Kreis Teltow, ab 1920 zu Berlin gehörig, wo ihre Familie seit 300 Jahren ansässig war. Dort besuchte sie die Schule. Nach dem Abitur studierte sie an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin und der Universität Halle Medizin und schloss im Jahr 1944 das Studium und die Promotion an der Berliner Universität ab. Ihre Facharztausbildung als Kinderärztin bendete sie 1951. Anschließend war *Ruth Mattheis* in Berlin-Zehlendorf im Gesundheitsamt in der Kleinkinder- und Schulgesundheitsfürsorge tätig, wo sie bis 1961 wirkte. Die Teilung der Stadt beeinflusste ihre Arbeit erheblich. Nach 1949 wurden im Zusammenhang mit den großen Fluchtbewegungen Flüchtlingslager eingerichtet. In diesen Wohnlagern lebten vor allem Familien monate- oder auch jahrelang. Es waren unter anderem das Flüchtlingslager des UNION-HILFSWERKS, Benschallee, und das Lager Düppel, in der Potsdamer Chaussee, die zu ihrem Aufgabenbereich gehörten. Beides Lager, in denen Menschen in bescheidenen Wohnverhältnissen lebten, beispielsweise in einem Wohnraum von zehn Quadratmetern für eine fünfköpfige Familie. Eine eigene Wirtschaftsführung war nicht möglich. Diese sozialen Bedingungen waren äußerst problematisch. Für Kinder gab